

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

23.11.1919 (No. 47)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 47

Karlsruhe, Sonntag, 23. November

1919

Inhalt: Die Prämienanleihe in der badischen Finanzgeschichte. — Eine zeitgemäße hist. Erinnerung. Von Dr. F. Schnabel (Karlsruhe). — Schulreform. Von Hauptlehrer Ernst Kriedemannheim. — Goethe in der Revolution. (Schluß.) Von Emil Rudwiga.

Die Prämienanleihe in der badischen Finanzgeschichte.

Eine zeitgemäße historische Erinnerung.
Von Dr. F. Schnabel (Karlsruhe).

Wirtschaftskrisen und Finanzsorgen hat es auch in der Vergangenheit oft genug gegeben, und oft genug schon standen ganze Völker und Staaten vor dem gähnenden Abgrund. Unserem Zeitalter jedoch scheint es vorbehalten zu sein, das Problem des Geldes und seine unergründbare Mystik drohender und finsterner aufsteigen zu sehen als jemals vordem eine andere Generation. Selbst das vorrevolutionäre Frankreich, dessen Staatsfinanzen in dem unerhörten Ringen mit den Einkreisungsmächten von Europa zusammengebrochen waren und auch durch die genialen Börsenoperationen der Lawzeit dauernd nicht saniert werden konnten, selbst das Asignateneiland der französischen Revolution oder der vollendete Banerott, den man im Jahre 1811 über die Habsburgische Monarchie, als bewußte Finanzoperation des Staates und nicht als elementares Ereignis, hereinbrechen sah — selbst diese und die manchen anderen denkwürdigen und traurigen Ereignisse, die man aus der Finanzgeschichte der europäischen Staaten heute immer wieder zu zitieren pflegt, können an Ausmaß und Folgen sich nicht mit den Aufgaben messen, vor die das abgekämpfte Europa gegenwärtig in seiner Gesamtheit sich gestellt sieht.

Kein Wunder, daß darum alle Finanzrätzel der Vergangenheit von neuem und noch undurchsichtiger als ebendem auftauchen und daß alle die Formen, in denen man jemals in früheren Zeiten das große Rechenexempel zu lösen versucht hat, wieder hervorgeholt werden. Man sucht die Lehren und Erfahrungen der Geschichte auch auf diesem Gebiete sich zunutze zu machen, und so hat man jetzt unter dem Zwange der gegenwärtigen Lage auch eine Staatsschuldenform wiedererweckt, die ebendem eine große Rolle in dem finanzpolitischen Leben der Staaten spielte, inzwischen aber fast völlig außer Gebrauch gekommen war. Mit der Zeit zur Zeichnung aufgelegten ersten deutschen Prämienanleihe hat man auf eine berühmte historische Form staatlicher Anleihen zurückgegriffen, und wenn man sie auch modernisiert und unseren augenblicklichen Bedürfnissen angepaßt hat, indem man vor allem die laufende Verzinsung strich, so sehen wir doch im ganzen hier die Wiederbelebung eines Anleiheprinzips, der uns unbekannt geworden war und der doch unseren Großvätern einst ein vertrautes Mittel gewesen ist zur Betätigung ihres sparsamen Sinnes und ihrer bescheidenen — Spielwut.

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß auch diese Form von Staatsanleihe ursprünglich aus Frankreich, das in der alten Zeit das klassische Land der Geldgeschäfte und der Finanzmiseren gewesen ist, zu uns nach Deutschland herübergekommen ist; aber nur wenigen dürfte es heute gegenwärtig sein, daß dabei der badische Staat durch Auslegung und erfolgreiche Durchführung der ersten großen Prämienanleihe in Deutschland diesem Anleiheprinzip bei uns zum Siege verholfen hat: die badische Finanzpolitik ist damals vorbildlich geworden für ganz Deutschland, und sie hat freilich dann später, als glücklichere Zeiten diese Form des Staatsschuldenwesens nicht mehr brauchten und sie daher bekämpfen konnten, wenigstens in der Fachliteratur das geachtete Obdium tragen dürfen.

Nicht als ob es vor dem Jahre 1845 in Deutschland keine Prämienanleihen gegeben hätte! Es waren jedoch immer nur geringere Beträge gewesen, die aufgelegt worden waren, und die Anleihen hatten auch nie besonders reußiert, so daß sie zur Nachbesserung angezogen hätten. Nun aber hatte man in Baden sich auf dem Eisenbahnlandtag von 1845 zu dem entscheidenden Schritt entschlossen, den unausschießbar gewordenen Bau einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel nicht nach dem Muster der anderen Staaten an private Unternehmer zu vergeben, sondern in eigener Rechnung durchzuführen. Aber das System der Staatsbahn, für das sich Baden damals sofort entschied und dem ja auch die Zukunft gehören sollte, erforderte zunächst Geld,

und dies um so mehr, als der Voranschlag, der ursprünglich auf 12 Millionen Gulden gelaute hatte, schließlich auf 26 Millionen erhöht werden mußte. Schon die erste Summe durch ein Anleihen beizubringen, war nicht sehr leicht gewesen; der Markt war mit Anleihen bereits übersättigt, und so entschloß sich die Regierung, es mit einer Prämienanleihe zu versuchen. Man hatte mit diesem Typus in kleinerem Umfange schon etliche gute Erfahrungen gemacht, nun hoffte man, auf diese Weise leichter die fehlenden 14 Millionen Gulden aufbringen zu können.

Der Mathematikprofessor der Freiburger Universität, Ludwig Dettinger, der sich schon früher, als er noch Rektor des Durlacher Pädagogiums gewesen war, mit den Problemen der Wahrscheinlichkeitsrechnung beschäftigt hatte, erhielt den Auftrag, eine solche Anleihe zu konstruieren, und auf seine Arbeit gestützt, legte dann die Regierung dem Landtag von 1845 einen Plan vor, wonach das Anleihen in der Form von Losen begeben wurde, die bis zu der geringen Summe von 35 Gulden heruntergingen und im schlimmsten Falle dem Einleger wenigstens das eingezahlte Kapital und einen einfachen Zins von 2% zurückbringen sollten. Dem Ziehungsplane wurde eine 3% Verzinsung zugrunde gelegt.

Die badische Kammer besaß damals in Karl Mathy einen Finanztheoretiker von Ruf, der den ganzen Plan einer eingehenden Kritik unterzog. Er wollte sich den moralischen Bedenken, die gegen den Gedanken der Prämienanleihe an sich sprachen, nicht entziehen, und die Kammer, die in jenen vormärzlichen Tagen ja gewohnt war, alle vorliegenden Einzelfragen auf ihre grundsätzlichen Voraussetzungen zu prüfen und in diesem Sinne zu erörtern, hatte sich schon bei einer früheren Gelegenheit über diese Bedenken eingehend unterhalten. Aber man mußte anerkennen, daß die Lage zu außerordentlichen Mitteln zwang: die Bahn war mitten im Bau, man konnte nicht plötzlich innehalten mit der Arbeit, ohne daß bisher Geschaffene zu gefährden, zudem drängte die Zeit, denn wenn man abgerte, baute Frankreich seine eisenbahnschnelle Bahn, und der Verkehr vom Norden nach der Schweiz war Baden verloren gegangen. Die bisherigen Wege des Anleihenverfahrens aber waren ungangbar, denn für die erste Eisenbahnschuldverschreibung waren noch im Jahre vorher nur 94% erzielt worden. Warum sollte man nicht einmal auch im großen Stille jene Verbindung von Glücksspiel und Staatsanleihe versuchen, die sich in der Tat als das einzige Mittel erwiesen hatte, den häuerlichen Sparrer zu bewegen, sein Geld dem Staatskredit zur Verfügung zu stellen? Nur die Ausnutzung seines Spieltriebes mochte ihn veranlassen, sein Geld nicht reißlos dem Strumpfe anzuvertrauen. Die Regierung konnte daher überzeugt sein, daß sie das Geld nur unter dieser Form oder daß sie es jedenfalls auf diese Weise wohlfeiler erhalten werde, und sie konnte allen entgegenstehenden sittlichen Bedenken gegenüber sich immer wieder auf die Konstruktion des Verlosungsplanes berufen, der die Prämienanleihe, die man damals durchweg auch Lotterianleihe nannte, niemals zu einer eigentlichen Lotterie werden ließ, indem immer nur ein Teil des Zinses und der Zinseszins aufs Spiel gesetzt wurde.

Die Bedenken die Karl Mathy vorbrachte, richteten sich denn auch nicht gegen Grundgedanken und Plan des Anleihens, sondern ausschließlich gegen die Vermittlung, die dem Hause Rothschild bei der Emission der Papiere übertragen werden sollte; auch glaubte er ursprünglich, einen Teil des nötigen Geldes durch Vermehrung des Notenumlaufes aufbringen zu können. Schärfer dagegen war der Vorstoß, der in der Ersten Kammer, besonders von geistlicher Seite, gegen den Gedanken des Lotterianleihens gemacht wurde; aber hier erstand dem Plane ein Fürsprecher in Reberius, der damals bereits aus der Regierung entfernt und lediglich als Mitglied der Kammer sprechend, seine ganze finanzwissenschaftliche Autorität und die große Erfahrung, die gerade er auf dem Gebiete des öffentlichen Kreditwesens besaß, zugunsten des neuen Gedankens in die Waagschale warf. Auch er erkannte die Nachteile dieses Anleiheprinzips sehr wohl und beson'ers auch ihre ökonomischen, nicht nur ihre sittlichen Schäden; denn die Lotterianleihe entzieht ja ohne Zweifel denen, die von ihren Ansen leben müssen, eine Gelegenheit zur Anlage ihrer Kapitalien, und sie verfährt außerdem noch die Lasten der Gegenwart auf die zukünftigen Generationen, die dann zur Rückzahlung auf festen Terminen gezwungen sind — auch bei ungünstiger Konjunktur des Geldmarktes.

Trotzdem schienen dem großen Nationalökonom die Vorteile des Lotterieverfahrens günstiger, wenigstens doch in einer

Zeit, in der das Geld nur schwer und teuer zu bekommen war. Seine jahrelangen Beobachtungen des Geldmarktes hatten ihn gelehrt, daß die Lotterieanleihen immer besser bezahlt wurden als die gewöhnlichen Anleihen und immer 10–12% höher im Kurse standen. Besonders aber erkannte er die Vorteile dieses Systemes gerade auch in moralischer Hinsicht, und sicherlich ist der Spargedanke der Prämienanleihe, der jetzt wieder so nachdrücklich betont wird, niemals besser formuliert und begründet worden, als es der große badische Staatsmann bereits vor einem Dreivierteljahrhundert getan hat. Es verlohnt sich immerhin, diese Sätze seiner Rede aus den Protokollbänden des Badischen Landtags von 1845 herauszuheben: „Diese Anleihen,“ sagte er, „bewirken eine gezwungene Anhäufung von Kapitalien in den Händen der Abnehmer der Lose. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Kleinste wie der größte Kapitalist der festen Anlage in Lotterieanleihen nur den Teil seiner Kapitalien widmet, deren Zinsen er nicht aufzehren, sondern ersparen will. . . . Und wenn er im schlimmsten Falle einen Teil der Zinsen und die Zinseszinsen verliert, so hat er dagegen jedenfalls von einer mehr oder weniger langen Reihe von Jahren aufgehäuft.“

Die Kammern billigten schließlich den Plan der Regierung; die Anleihe wurde von der Eisenbahnschuldentilgungskasse emittiert und von Rothschild untergebracht. In der Tat hatte denn auch die Spekulation auf die Spielwut der Bürger guten Erfolg; man erzielte einen Emissionskurs von nicht weniger als 110,38%, während man ja im Jahre vorher für 8% Schulverschreibungen nur 94% erhalten hatte. Und dieser beispiellose Erfolg des badischen Experimentes, dem noch ein ähnliches in Kurhessen an die Seite trat, hat dann die Form des Lotterieanlehens in Deutschland eingebürgert: die bauerlichen Kreise waren besonders für sie eingenommen, und die anderen Regierungen hatten, als auch sie nach und nach zum System der Staatsbahnlinien übergingen, ein Mittel zur Finanzierung dieser Unternehmungen gefunden. Freilich verblieb es dann auch nicht bei den soliden Anfängen, die einst die gediegenen und vorsichtigen badischen Staatslenker begonnen hatten: diese konnten durch die finanzielle Selbständigkeit, die in Baden dem Eisenbahnwesen dank einer besonderen Organisation bekanntlich garantiert war, und durch die völlige Unabhängigkeit der Eisenbahnverwaltung vom Staatshaushalt, die pünktliche Amortisation gewähren, und die berühmte große Lotterieanleihe ist denn auch 1886 bis auf Heller und Pfennig getilgt gewesen. Je häufiger aber die anderen Staaten auf die Spielwut ihrer Bürger ihr Leben gründeten, je mehr auch private Bankkreise sich des Mittels der Lotterie bedienten oder mit den staatlichen Anleihen Spekulationsgeschäfte trieben, und je niedriger in der Folge die Beträge der Anteilsscheine wurden — es gab schließlich solche zu 4 Taler, die Ausbacher —, um so mehr mußte die Gegnerschaft wachsen. Zumal die aufstrebende nationalökonomische Wissenschaft erhob sich immer mehr gegen diese Anleiheform, und dieses Gewicht der öffentlichen Meinung hat schließlich das Verbot der Prämienanleihen bewirkt, das bei Begründung des Deutschen Reiches durch das Gesetz vom 8. Juni 1871 erlassen wurde. Das erschien damals als ein Sieg moderner Sozialpolitik; aber selbst Adolf Wagner, der große Lehrer der Finanzwissenschaften, der zugleich auch ein großer Vorkämpfer der politischen Ethik gewesen ist und der darum in seiner Jugendzeit unter den ersten war, die eine Tilgung der Staatsschulden durch Prämienanleihen bekämpften, selbst er hat später doch immer betont, daß ihn in erster Linie die Mißbräuche des Systems zu seiner Stellungnahme geführt haben, und daß eine veränderte finanzpolitische Situation und ein veredeltes Anleihesystem auch der Prämienanleihe sehr wohl eine sittliche Rechtfertigung geben kann.

Schulreform.

Von Hauptlehrer Ernst Fried-Mannheim.

Diese scharfen Angriffe auf die doch zweifellos erhebliche Arbeit auf dem Gebiet der Schulkultur und -Reformen veröffentlichen wir, trotz unserer Verwahrung dagegen, mit den hier geäußerten Ansichten durchaus einer Meinung zu sein. Wir sind der Überzeugung, daß Herr Fried wesentliche Bestrebungen, und zwar z. B. die ganz radikalen, die von Hamburg und Bayern ausgehen, unberücksichtigt gelassen hat. Indessen, da dennoch kein großer Schritt getan ist, was in der Natur der Verhältnisse liegt, darf auch die Stimme eines Reformers von den Gaben und der Qualität des Verfassers wohl gehört werden. (Die Red.)

I.

Schwerlich tritt auf irgend einem andern Gebiet die ganze Ideenarmut und Hilflosigkeit der Zeit deutlicher zutage als in der seit bald einem Jahr in Angriff genommenen Schulreform. Allorts eine erstaunliche Vielgeschäftigkeit, die ins Reere verläuft, an den äußerlichsten Dingen hängt, allenfalls völlig unzusammenhängende Einzelprobleme zu Hausen schichtet. Aber kein tatsächlicher Schritt vorwärts. Ja, nicht einmal irgend gemeinsames Ziel und große Begründung erkennbar. Dabei schreit die geistige Not des Volkes

laut nach Hilfe. Doch es fällt den wenigsten ein, daß hier der Ausgangspunkt und die Maßstäbe der Schulreform zu finden seien: man bewegt sich vielmehr im abgeschlossenen Umkreis überlieferter Schulpolitik und Erziehungslehre und gewinnt deshalb auch keinen Weg ins Freie und Große.

Ich will den Umfang dessen, was auf meinem Erfahrungsgebiet als Reform gilt, kurz umreißen. — Ein vielfältiger, folle-gial gefalteter Aufbau der Schulverwaltung im engeren Sinn, der sich nach oben verflücht mit den städtischen und staatlichen Verwaltungskörperschaften. Dementsprechend ein System kollegialer Aufsichtsorgane über den inneren Schulbetrieb, beides schließlich bis an die zentrale Schulverwaltung des Staates hingeführt. Daneben ein vielfach abgestuftes System von Elternräten, ebenfalls bis an die zentralen Verwaltungsorgane hin. Dann alle jene Konferenzen, Ausschüsse, Räte, Kommissionen, Körperschaften, Vereinigungen zur Beratung und Vertretung wirtschaftlicher, landespolitischer, beamtenrechtlicher, pädagogischer Angelegenheiten, größtenteils womöglich staats- oder doch verwaltungsrechtlich zu verankern. Ferner ein neues, noch weiteres Gebiet: die in ihrer komplizierten Systematik kaum mehr zu übersehende Theorie der Einheitschule mit ihren vielverzweigten Organisationsproblemen. Der Name Einheitschule scheint nachgerade daher zu stammen, daß in ihr alles andere eher denn eine Einheit zum Ausdruck gebracht werden soll. Denn schon in ihrer Urform, dem künftig einheitlichen Gebilde der Grundschule, steht bereits eine neue, weitgehende Differenzierung nach dem Begabungsproblem ein (Art des Mannheimer Schulsystems). Dabei ist das grundlegende und angeblich stiftende Prinzip, die Begabtauslese, stillschweigend als gegeben vorausgesetzt. In Wirklichkeit steckt sie jedoch noch inmitten der ersten und größten Problematik.

Es kann einem geschehen: man durchläuft als Mitglied einer Reihe von Beratungskörperschaften in wenig Stunden drei bis vier dieser Gebiete. Die Besprechung jedes Gegenstandes steht auf einer guten sachlichen Durchschnittshöhe, und man empfindet die relative Berechtigung jedes Problems. Und doch wird jeder, der sich einigermaßen bemüht, das Ganze im Auge zu behalten, zuletzt von Hoffnungslosigkeit erdrückt. Gesetzt den Fall: all diese Organisationen wären schon und reibungslos ins Werk gesetzt, wie soll die Schule unter diesem Berg noch frei atmen und leben? Wird dieser Wagen mit seinen zahlreichen Rädern und Räderchen, Federn und Bremsen auch noch fahren können? Woher soll denn das Ganze Antrieb empfangen? Wird sich jemand finden, der diesen Apparat auch nur übersehen, geschweige denn lenken und beherrschen kann? Danach fragt aber gar keiner. Jeder arbeitet und denkt auf sein nächstliegendes, ganz doktrinär erfaßtes Sonderziel los, als wäre es Selbstzweck. Und zuletzt: nach Erledigung von alledem ist über die Schule als solche, ihren inneren Zweck, auch noch kein Wort verloren worden, von einer Tat für sie schon gar nicht zu reden.

Man möchte laut rufen: Denkt aus dem Ganzen! Denkt für das Ganze und im Ganzen! Dann werdet ihr die Unmöglichkeit und Fruchtlosigkeit dieses Treibens einsehen. Dann wird in euer Blickfeld treten die bis jetzt unter lauter Einzelheiten verschüttete grundlegende und innere Notwendigkeit, vor der alles andere Nebensache ist. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit würde jene Einheit und Einfachheit, jene sieghafte Schlichtheit der Idee und der Linie im inneren wie im äußeren Aufbau der Schule finden lehren, ohne welche die Aufgabe schlechterdings nicht bewältigt werden kann. Auf dem bisherigen Wege wird das Uebel nur verschlimmert. Wir müssen sehen, daß wir Meister werden über das Werk, nicht aber ein verpfushtes Werk über uns kommen lassen. Oder sollte es am Ende gar wünschbares Ziel sein, den Lehrer an so vielen Konferenzen, Kommissionen, Ausschüssen, Räten und Beiräten für das Wohl der Schule zu beteiligen, daß für die Schule selbst keine Zeit mehr übrig bleibt? Dann sollte er doch auch noch Familienvater und Staatsbürger sein und vor allem stets geistige Nahrung einnehmen, damit er nicht durch andauerndes Ausgeben verarme. Solches innere Wachstum des Lehrers wäre allein schon wichtiger als die gesamte Rätewirtschaft zusammengenommen.

II.

Diese Räte der Schule sind nur ein besonders charakteristischer Sonderfall in unserem ganzen öffentlichen Leben; es leidet allenfalls an denselben Uebeln.

Der wild und blind gewordene Organisationstrieb ist eine allgemeine Erscheinung unserer Zeit. Wenn sich die Hochflut verläuft, wird eine Zahl großer und lebensfähiger, in echten Bedürfnissen und innerer Nötigung wurzelnder Gebilde verbleiben unter Bergen „organisierten“ Schlammes und Sandes. Voraussetzung ist jedoch, daß sich gesundes Leben behauptet und durchsetzt in der Gefahr der allgemeinen Verschlammung. Selbst die Ausartung, die Hypertrophie des Triebes ist aus der allgemeinen Verworfenheit der Lage heraus begreiflich. Mehrmals schon hat das deutsche Volk in Zeiten des Verfalls seinen Grundtrieb zur „Einung“ und Organisation auf ähnliche Weise übersteigert. So nach dem Niederbruch des Hohenstaufentums. Auch damals ließen die unterirdischen Gemeintriebe die einzelnen Volksgenossen wie nüt-

¹⁾ Ich verweise z. B. auf die kurze Schilderung bei Dubrich, Deutsches Verfassungsrecht. Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt.

rische Marionetten an ihren „organisierenden“ Fäden tanzen. Zugleich aber — und das ist entscheidend — ging eine starke geistige Gegenströmung durch das Volk: eine Vertiefung und Neubelebung der Religion, ein Fließen geistigen Lebens aus tiefsten Quellen, daraus in der Durchdringung mit der äußeren Formung innere Zucht, Sitte und straffe Lebensform entstanden. Erst das Zueinanderwirken der „Einung“ und der geistigen Bewegung schaffte große und dauerbare Gebilde: beide Ideen händigten und begrenzten einander zu gesundem, sittlichem Maß, zu Form und Stil des öffentlichen und privaten Lebens.

Was aber haben wir heute der sittlichen und geistigen Verwilderung einerseits, der Verwilderung des Organisationstriebs andererseits entgegenzusetzen? Statt daß Geist und Formtrieb sich gegenseitig zur lebendigen Gestalt durchdringen, rennen sie selbsterfüllend dem Abgrund zu. Ein seltsamer Bachantenzug! Der Vertreter des heutigen Geistes ist der „Literat“: er „macht“ gleicherweise in Religion und Kunst, in Politik und allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens. Er hat sich zum Führer der Jugend, zum Vorbereiter der Revolution aufgeschwungen und möchte nun gar zu gern Herr im Staat werden. Was dieser „Geist“ zu leisten vermag, liegt jedem Verständigen auf der flachen Hand. Und das Beispiel in München gibt die Probe aufs Exempel! Ich habe schon im Frühjahr 1918 an dieser Stelle den Typus unserer Geistesgröße gezeichnet, und die Ereignisse haben meine damalige Diagnose inzwischen über jedes gefürchtete Maß hinaus gerechtfertigt. Wo soll also da dem öffentlichen Leben und der Schule ein brauchbarer Inhalt und neuer Sinn herkommen? — Geht aber das deutsche Volk und mit ihm die abendländische Kulturwelt an diesem Treiben zugrunde, so verdienen sie wahrhaftig nichts Besseres: die Geschichte hat weder Sinn für Sentimentalitäten, noch Raum für solche Gebrechen lebensunfähiger Kulturen.

III.

Wir brauchen klare, einfache und strenge Formen, getragen und erfüllt von einer starken Grundüberzeugung, einer Idee.

Es ist zunächst durchaus notwendig, in unserem öffentlichen Leben den wurzelechten, bodenständigen Kräften Geltung zu verschaffen gegenüber der heimatlosen, zerfetzenden und rein verstandesmäßigen Zivilisation der Großstadt, die zurzeit alles andere überwiegt. So allein kann der geistigen Anarchie im Volkstum ein Ende bereitet werden. Auch die Schule muß Ansehens gewinnen an die natürliche und geistige Heimat.

Von der Not des Volkes zur Not der Schule ist nur ein kleiner Schritt: was die allgemeine geistige Not wunden kann, das muß grundlegende Idee der Schulreform werden. Nur mit dieser Einstellung kommen wir zu der siegreichen Schlichtheit und Klarheit, die das Volk zu den Quellen seiner Kraft zurückführen wird. Hat man den Grund des Übels durchschaut, dann ist die hilfreiche Idee nicht mehr fern. Das Übel aber besteht in der Auflösung der Gemeinschaft, in dem wahl- und ziellosen Auseinanderstreben aller Einzelnen. Diesem Zerfall ist der Wille zur Einheit und die Kraft des Zusammenfassens entgegenzusetzen, damit eine neue Gemeinschaft und eine neue Zucht erstabe.

Lehrerbildung, Unterrichtsarbeit und Lehrplan sind die drei wesentlichen, ineinandergreifenden Gebiete, auf denen das Werk beginnen muß und von wo alle weitere Gestaltung der Schule Sinn und Form erhält. Es ist allen dreien dieselbe Idee als Grundriß unterzulegen. Die Erkenntnis heißt: die menschliche Gemeinschaft jeder Art und Stufe (Familie, Stamm, Berufsart, Volk, Staat, Menschheit) ist organische, geistig begründete Einheit. In ihr verhält sich jeder Einzelne und jede kleinere Gemeinschaftsart als dienendes Glied. Alle Glieder erhalten Sinn und Bestimmung ihres Lebens allein aus der Gemeinschaft und ihrem Gesamtwachstum. Unbeschadet der persönlichen Selbständigkeit erfüllt darum jedes Glied seinen Beruf in Arbeit und Hingabe an das Ganze. Ohne ursprüngliche Gemeinschaft keine Persönlichkeit, keine Entwicklung der Einzelkräfte, keine Harmonie, kein höheres Sein. Das Wohl des Gliedes ist untrennbar vom Wohl des Ganzen.

In dieser einfachen Grundwahrheit ist — darin beweist sich die echte Idee — jede sittliche Forderung, jede Sinn- und Zielgebung des Lebens, also auch der sittliche Gehalt aller Religion, völlig beschlossen. Darum ergeben sich aus ihr unmittelbar auch sämtliche Forderungen an Erziehung und Unterricht. Diese Idee verortet alle Einzelnen geistig im gemeinsamen Urgrund, nicht bloß organisatorisch in den äußeren Lebenszusammenhängen. Daran erwacht ihr die Kraft, Charaktere zu bilden, Charakter des Einzelnen wie jeder höheren Gemeinschaft. Charakterbildung aber ist der höchste Zweck der Erziehung.

Alle Wissenschaft und alle Erkenntnis hat sich dieser umfassenden Idee unterzuordnen. Das forderte Kant mit seinem Primat der praktischen über die theoretische Vernunft. Und jedem Lehrplan sollte man das Wort Wilhelm von Humboldts, des schöpferischen Schulmanns, voranstellen: „Nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.“

Nun aber muß diese Idee, wosfern unser Volksleben nicht nur gesund, sondern schließlich zu einem Vorbild unter den Völkern

werden soll, zuerst einen Stand von Lehrern und Führern heranbilden, die miteinander in Gemeinschaft des Geistes und des Ziels verwachsen sind. Die Schule darf nicht dem politischen Getriebe preisgegeben werden. Charakterbildung gedeiht nur unter der Bedingung der Ruhe, der Sammlung und der Stetigkeit. Ein festgeschlossener Lehrstand müßte Träger und Pfleger des Gehalts, des geistigen Lebens in der Schule sein. Die Bürokratie zwar besaß Stetigkeit, aber kein zeugendes Leben. Und in der Hand der Parteien ist die Schule noch schlechter versorgt: der Handel mit Prinzipien und Kompromissen auf dem Gebiete der Schule redet eine allzu deutliche Sprache. Ein fester, von der Idee durchdrungener Lehrstand ist das erste und wichtigste aller Erfordernisse für eine wirksame Schulpflege.

Von da aus müßte alsdann das gesamte Leben der Schule, vorweg Lehrtätigkeit und Lehrplan, bis in die letzten Einzelheiten mit derselben Grundidee erfüllt werden. Jede Stoffanordnung und Darbietung ist einzustellen auf das Leben der Volksgemeinschaft: Religion, Muttersprache und Fremdsprache mit ihren geistigen Inhalten, Kenntnis der Heimat, ihres natürlichen Daseins und ihres geistigen Verdens, Einsicht in Lebensbedingungen und Werdegang der Völker, zuletzt sämtliche Techniken erhalten Sinn und erziehende Wirksamkeit aus der gemeinsamen Zielrichtung. Wohl zu verstehen: eine reflektierte, verstandesmäßige Darbietung der Idee bliebe unfruchtbar: sie muß gänzlich aufgehen in Stoffgestaltung und Lehrtätigkeit, so daß sie schließlich den Schüler umgibt als eine geistige Lebensluft. In ihrem Sinn muß dann der Unterricht selbst zu einer Gemeinschaftsarbeit werden. Staatsbürgerlicher und Moralunterricht aber sind Seitenwege, wo nicht Abwege.

Vor allem muß die Schule aus dem Bann der bloßen Verstandesmäßigkeit und der platten Nützlichkeiten befreit werden. Ein bis zur Sinnlosigkeit breitgewaltes Wort verlangt: non scolae, sed vitae. Gewiß könnte die Schule aber nichts Unfruchtbareres tun, als dem Schüler einen abgezogenen Erbsatz für eigene Lebererfahrung beibringen wollen. Was dem Menschen das Leben durch Erfahrung lehrt, ist mehr wert, als was die Schule an Lebenspraxis zu vermitteln vermag. Nein, die Schule soll vielmehr dem Schüler zur Lebensvorbereitung Erkenntnisse und Werte geben, die ihm das Leben nachher nicht gibt: einen Schatz hoher geistiger Bildung und Berechtigung, höhere Einsicht in die Zusammenhänge und Bedingungen der Gemeinschaft, Bereitschaft zu sittlichem Handeln, reine Werte der Kunst und der Wissenschaft. Sie sollte inmitten des Alltags eine Sphäre schaffen, die in alle Anforderungen und Erfahrungen des Lebens einen höheren geistigen und sittlichen Sinn zu bringen vermag. Sinkt aber die Schule auf den bloßen Nützlichkeitsstandpunkt hernieder, dann wird sie tödlich langweilig und unfruchtbar.

Die Aufrufe der Regierungen sind hilfloses Gestammel; alle Gesetze und Verfassungen leere Formeln, wosfern ihnen nicht aus dem Volke Gehalt und Wirksamkeit zuwächst. Aber der einzig mögliche Weg, ein neues Leben im Volk anzupflanzen, Erziehung und Schule, ist bis jetzt völlig vernachlässigt. Wir haben noch nicht die verheißene neue Zeit, sondern lediglich den Trümmerhaufen der alten. Alle bisherigen Reformversuche hängen am Neuen und greifen am Wesentlichen vorbei. Jede Kulturpolitik, alle Schulreform und Staatsgestaltung ist mit dem Fluch des Unvermögens behaftet, wenn sie nicht tief und sicher in der Idee des organischen Gemeinschaftslebens verwurzelt ist.

Goethe in der Revolution.

Von Emil Ludwig.

(Schluß.)

Zunächst warnt Goethe sein politisches Gefühl, was drüben fruchtbar wachsen kann, nach Deutschland zu verpflanzen. Befremdet sieht er bei Freunden am Rhein Mirabeaus und Lafayette's Büsten als Hausgötter verehrt, man ist in Paris gewesen, hat diese großen Männer handeln sehen, reden hören und ist das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge um das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelt. Er zürnt, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gestimmungen unterhält, die ähnliche Schicksale uns vorbereiten, daß edle Gemüter sich Hoffnungen phantastisch hingeben, ohne sich und die Sache zu kennen. Viele Freunde sind für die neue Bewegung, Herber, Knebel, Wieland, „alles läuft mit Blasebälgen herum; es wäre mehr, dünkt mich, an der Zeit, nach den Wassereimern zu greifen.“ Als Frig von Stein einen Hamburger Kaufmann lobt, der sich den Notizen anschließt, zürnt Goethe, die Marschälle gehöre nicht an die wohlbesetzte Tafel eines reichen Mannes.

Sobald er kühl, als ein besonnener Mann zu urteilen beginnt, leitet ihn alles zur Ordnung gegen den Umsturz. Wie er von je an das Genie geglaubt hat, nicht an die Massen, an Velden, nicht an Programme, doch wie er zugleich sich selber einzuordnen strebte, solange er mitregierte, so fordert er's heute mit bitter lächelnden Erinnerungen:

Alle Freiheitsapostel, sie waren mit Immer zuwider:
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befreien, so wag es, vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!

*) Vgl. die beiden Aufsätze: „Jugend im Spiegel neuester Literatur.“

Und noch einmal variiert er diese Aufforderung an den Tüchtigsten, sich ohne Prätentionen zu bewahren:

Könige wollen das Gute, die Demagogen beschleichen,
Sagt man, doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie wie wir.
Die gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's.
Doch wer versiehet, für uns alle zu wollen, der zeig's!

Wie diese Sprüche, die als Spottverse beginnen, unversehens in eine Mahnung abbiegen, nicht gegen, sondern an die Volkshüter, so erweisen sie zugleich die ganze ungewöhnliche Toleranz dieses Hofes und Kreises, in dem ein sonderbarer Fürst, immer Abenteuer der Seele, bei seinen Hofdichtern und Geistlichen revolutionäre Gesinnungen duldet und französische Nieder von Personen erfährt, denen man es nicht zugehört hätte.

Nur Goethe fühlt sich im Sinne seines Monarchen monarchisch. Dies zweite Motiv, das ihn von der Revolution abtrennt, geht auf einen Grundzug seines Wesens zurück, auf jene Dankbarkeit, die die reinste Form seiner Hingabe darstellt. Weil der Mann, den er, bei allem kritischen Selbstgefühl, doch immer als seinen Wohltäter empfindet, ein Fürst ist, kann Goethe keine fürstenfeindliche Bewegung stützen und wünscht auch deshalb die Entwicklung auf Frankreich beschränkt, wohin er mit kaltem Gefühle blicken kann. Weil er diesen Fürsten persönlich liebt, hat er von ihm stets Verantwortung gegen sich selbst gefordert, jahrelang kämpfend. Immer war sein Herz und anfangs waren seine Pläne auf die untern Stände gerichtet, niemals hat er's im Augenblick der Alternative mit den Herrschenden gehalten, die ihn mehr suchten als er sie. Aber er wollte immer Evolution und mußte jetzt den Rückschlag gegen sein demokratisches Wirken erleben, Ares- und Denkfreiheit gefährdet, Fisches und Sittens Vorlesungen in Jena von den Nachbarstaaten mißbilligt, die dortige Literaturzeitung in Preußen verboten sehen. Was er ordnend versuchte, scheint ihm nicht gewaltjam durchführbar.

Denn Ordnungsliebe — ein drittes Grundphänomen seiner Seele — läßt ihn zurücksehen vor Chaos und Anarchie. „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeitsbegehung als Unordnung ertragen.“ Daß dies keine bloße Pedanterie ist, etwa im Sinne seines Vaters, folgt aus der gesamten Struktur seines Wesens, und diese 25 Jahre, seit er in Leipzig sesselos sich und den Genius zu zerstören schien, sind von nichts heftiger erfüllt als von diesem Kampf gegen den Dämon, der ihn ins Maßlose zu reißen, ihn um das Gleichgewicht zu betriegen sucht und so um sein höchstes Ziel. Nur wer sich selbst und so sein Werk von den Gefahren der Anarchie so schwer bedroht sah, konnte zuzeiten solche Leidenschaft gegen eine Weltbewegung wenden, deren Größe ihn in andern Augenblicken erschütterte.

Als Autor wendet er zunächst nur Ironie gegen die Schwärmer, es ist Mephisto in ihm, und er läßt ihm das Wort gegen Leute, die Freiheit und Gleichheit verherrlichen, „nur um sich einen Namen zu machen, nur um zu wirken, es sei, auf welche Art es wolle.“ Im „Bürgergeneral“ verspottet er den kleinen Mann, den große Worte eines Aufschneiders betören, dann aber auch den Richter, der Ordnung retten und mit dummem Eifer bei einem Toren den Sitz einer Verschwörung entdecken will, und es ist Goethes idealer Edelmann, der am Ende sich demokratisch vermittelnd erweist, indem er gegen den Richter dozieren: „Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen drängen erst das Uebel hervor.“

In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschleift, wo alle Stände billig voneinander denken, wird auch Ordnung und Friede herrschen. Auch in der „Reise der Söhne Megaprazons“ verspottet er das Zeitsieber als ein Zeitungsieber, vergleicht es — in vorahnender Naturerkenntnis — einer Krankheit, deren ansteckende Fehne durch die Luft übertragen werden, und warnt vor der Leidenschaft, alles einer Meinung zu opfern, um die sich der blinde Wahn dreht.

Doch ebenso ironisiert er hier die Insel der Monarchomanen, an deren heiler Felsenküste der Bauer sein Korn baut: „Es war ein altes Gesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Teil der erzeugten Früchte genießen sollte. Es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit, die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Saumen zu legen, und der König tat oder glaubte wenigstens immer zu tun, was er wollte.“

Schon in diesen Ironien nähert er sich dem archimedischen Punkte der Parteilosigkeit. Als in diesen ersten Jahren der Bewegung der Freiherr von Gagern die besten Geister der Nation, vor allem Goethe auffordert, gegen die Revolution in Deutschland eine Art geistigen Fürstenbundes zu schließen, der Deutschland vor Anarchie retten soll, lehnt er mit der Begründung ab, Fürsten und Schriftsteller können nicht zusammenwirken. Hatte er diese Wahrheit sehr tief erlebt und schon zehn Jahre vorher vertraulich gegen Knebel geäußert, so hatte er es doch nach außen stets verschwiegen, um sein geistiges Verhältnis zu Karl August nicht zu verraten. Was er hier sagt, ist also nach außen nichts als ein Vorwand und muß den Adressaten und alle Befremden, die auf Goethes konservativen Geist gerechnet hatten. Was kann es der Reaktion bedeuten, wenn sie daneben von Goethes Hand

lesen, er habe „als Schriftsteller wenig, als Privatmann das Mögliche“ gegen die Bewegung getan? Sie denken, wofür sie Spibgenie schon kennen sollten, nur an jenes Nein, das der Laurische Brautwerber aus allen Gründen der weigernden Griechin heraushört; sie merken, Goethe will nicht Partei sein.

Vielleicht hat auch einer der Jüngeren Jahrzehnte später bei Edermann die Erklärung gelesen: „Der Dichter, der seiner Natur nach unparteilich sein und bleiben muß, sucht sich von dem Zustande beider kämpfenden Teile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen.“

Vorläufig treibt es ihn, dramatisch der Ereignisse Herr zu werden. In jenen kleinen Arbeiten, auch in den Erzählungen deutscher Ausgewandelter hat er's satirisch, in seinem Märchen symbolisch versucht und wird es später im Relief von Hermann und Dorothea und in der tragischen Sittisierung der „Natürlichen Tochter“ versuchen. Jetzt schreibt er „Die Aufgeregten“ und gibt darin nach eigenem Geständnis sein politisches Glaubensbekenntnis jener Epoche wieder.

In dieser Komödie, die auch stilistisch zu den kostbarsten Dingen unter Goethes Fragmenten gehört, wollen Arzt, Magister und Amtmann die Bauern zur gewaltsamen Lösung eines Prozesses verleiten, den die Gutsherrschaft durch das Reichskammergericht jahrelang verschleppen läßt, und unter dem Eindruck der Pariser Aufstände im kleinen ihr Recht mit Kugeln ertrotzen. Mit höchster Parteilosigkeit sind hier Vertreter des Adels, der Bürger und der Bauern typisiert und auf eine verführerische Weise so angenähert, daß sie einander begreifen und eben darum die Komödiengrenze nicht überschreiten müssen. Zwischen der Gutsherrin und ihrem Hofrat kommt es im Schlosse zu grundsätzlicher Aussprache. Im Hinblick der Pariser Ereignisse, aus denen sie eben heimkommt, hat die Gräfin Toleranz gelernet:

„Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmütige Handlungen meistens nur persönlich sind und der Eigenmuth allein gleichsam erblich wird, seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen ungläublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann, so habe ich mir seit vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig erscheint, selbst streng zu vermeiden und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeits will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhassten Namen einer Demokratinnen verschrien werden sollte.“

„... Es ziemt Ihnen“ — erwidert nach einem Kompliment der Hofrat — „Ihrem eigenen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur seinen eigenen Stand beurteilen und tadeln. ... Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schämen Ursache hat, bin ich auch unverschämlich gegen die kleinen neidischen Redereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, unäntelich Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisiert und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein steht, wo er Wind und Folge sehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Toleranz, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgendeine Art von Gütigkeit haben, daß ich von einer Reihe tanzer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Das will ich sagen da, wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhassten Namen eines Aristokraten zueignete.“

Der Entwurf der Fortsetzung sieht hier eine großartig burleske Parodie vor, wo alle Stände an der Tafel der Gräfin eine Nationalversammlung abhalten.

Den Gesinnungen der Gräfin — sagt Goethe als Kreis — schloße er sich auch heute noch an, sie waren damals die seinigen: „Zum Lohn dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag. ... Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind auch unbillig, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange kränken, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.“

Mit so realpolitischen Gedanken schließt Goethe im höchsten Alter seine Betrachtungen über die Revolution. Jahrzehnte nach ihrem Ende. Daß damals sowohl „Die Aufgeregten“ wie „Die Natürliche Tochter“ Fragmente blieben, lag an der Nähe des Themas.

„Der Dichter“ — erklärte er später — „konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nachsehen und mußte den Abschluß sich und den andern schuldig bleiben, da er das Rätsel auf eine so entscheidende und unerwartete Weise gelöst sah.“

Für Goethe hieß die Lösung des Rätsels Napoleon.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unvollständige
Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag

Manuskripte sind keine Verantwortung übernommen
der C. F. Müllerschen Buchhandlung m. b. H.